

zählte dieses Engelchen mehr als die Bälger zu Hause. Vermutlich, weil die Reichen nur wenige Kinder hatten, sie dagegen mehr als genug.

Auch wenn Alfonsina sich nicht alle Namen gemerkt hatte, vergaß sie doch nie die Augen der Geschwister und Ziehweswister, die in dem Haus in Fossamarcia gestorben waren, kleine flackernde Laternen im Dunkel der Küche, in der sie zusammengedrängt schliefen. Sie starrten sie feindselig an, als wollten sie Rechenschaft von ihr verlangen für das versagte Brot und die allzu kurze Lebenszeit. Warum wurden wir auf die Welt gerufen, schienen sie zu fragen, was sollten wir auf Erden, wenn es für uns keinen Platz gab, keinen Teller Suppe, keine Liebkosung, nicht einmal eine Träne?

Das waren zu schwierige Fragen für die junge Alfonsina, und um ihnen zu entkommen, floh sie aus dem Bett hinaus ins Freie, in den dunklen, insektenverseuchten Sumpf, und stellte sie dem Mond. Der aber antwortete nicht. Er lächelte nur, mal schmal und gebogen wie eine Sichel, mal prall und rund, aber immer schweigend, den Kopf in den Wolken erfreute er sich an seinem silbernen Gewand. Was wusste der prächtige Mond schon vom Elend auf Erden? Welche Antworten konnten die Reichen auf die Armut der Unglücklichen geben, wenn doch diese selbst, die darin geboren worden waren, keine hatten?

Die traurigste Gestalt dieses jämmerlichen Friedhofs der Seelen war Emma, ihre ältere Schwester. Virginia hatte noch nicht die letzten Sprösslinge hervorgebracht, da wurde auch Emma schon schwanger, als wären frühe Schwangerschaften eine erbliche Krankheit, übertragen von der Mutter auf die Tochter.

Emma starb bei der Geburt eines kleinen Mädchens, auch das violettblau und schrumpelig, noch mehr als die Findelkinder aus dem Waisenhaus. Also musste Virginia zusätzlich als Amme für ihr Enkelkind herhalten, während Emma sich zu dem Chor der nächtlichen Gespenster hinzugesellte.

Danach hatte Alfonsina Angst, dass sie jetzt an der Reihe sein könnte, die Kette der Schwangerschaften fortzusetzen, und beobachtete monatelang ihren Bauch. Zum Glück blieb er leer und flach, und irgendwann seufzte sie erleichtert auf, weil sie von der Krankheit verschont geblieben war.

Fasziniert und furchtsam zugleich betrachtete sie die kleinen hungrigen Münder an den Brüsten der Mutter. Was gab es da zu saugen, wenn Virginia selbst nur Haut und Knochen war? An manchen Abenden zur Essenszeit schien es ihr, als würden lauter Skelette um den Tisch sitzen. Sie kratzten die Teller leer und reichten dann den Topf herum, weil noch ein paar Reste am Boden klebten. Ihre Mienen waren ernst und konzentriert, während sie ein Stück Brot hineintunkten in der Hoffnung, dass ein wenig vom Geschmack der Mahlzeit daran hängen blieb. Danach herrschte stets gedrückte Stille.

Der Vater stützte den Kopf in die Hände und seufzte laut. Die Mutter sammelte das Geschirr ein und stapelte es mit müden Bewegungen im Spülbecken. Die Kinder schwiegen und beobachteten die Erwachsenen.

In der Schule hatte die Lehrerin einmal von einem berühmten Buch erzählt, das vor vielen Hundert Jahren geschrieben worden war und in dem die Seele eines Grafen sich in der Hölle grämte, weil er aus Hunger seine eigenen Kinder gegessen hatte. Er war

mit ihnen in den Kerker geworfen worden, ohne Essen. Eines Tages, als er sich vor Verzweiflung in die Hände biss, bot sich ihm eines der Kinder, das glaubte, er täte es aus Hunger, als Speise an. Der Vater war entsetzt, doch als die Kinder nacheinander an Auszehrung starben, stürzte er sich auf sie und riss ihnen mit den Zähnen das Fleisch vom Leib. Alfonsina hatte sich an ihre Familie erinnert gefühlt. Sie saßen zwar nicht im Kerker, waren aber dennoch Gefangene eines ewigen Hungers, dem sie gern entkommen wäre, indem sie sich den anderen als Nahrung anbot. Immer noch besser, als ständig das Leid auf den Gesichtern von Eltern und Geschwistern zu sehen.

Seit sie die Geschichte von dem Grafen gehört hatte, konnte sie es abends nicht erwarten, vom Tisch aufzustehen und ins Freie zu flüchten. Draußen sah sie zum Mond auf, dessen Üppigkeit sie ihre Not vergessen ließ, auch das Bedürfnis, zu Vater und Mutter hinzugehen und zu sagen: Hier, bitte, ich mache mir nichts aus dem Körper, den ihr mir geschenkt habt, nehmt ihn und stillt euren Hunger.

Im blausilbrigen Licht der Nacht stellte sie fest, dass sie einen zweifachen Hunger in sich trug. Einen nach Brot und noch einen anderen, der nichts mit Essbarem zu tun hatte und den sie nicht richtig benennen konnte. Er überkam sie jedes Mal, wenn sie an Virginias Rücken vorbeistreifte oder an den dünnen Beinen des Vaters. Dann blieb sie kurz stehen und hoffte auf einen Blick, eine Geste, mit der die Eltern zu erkennen gaben, dass sie sie wahrgenommen hatten, dass es ihnen nicht gleichgültig war, ob es sie gab oder nicht. Keine großen Wunder, nur so viel, damit sie sich gewollt und zu Hause fühlte.

An diesem Septembermorgen 1959 nun, so viele Jahre später, während der Himmel zunehmend heller wurde und den fernen Umriss des Monviso zum Glänzen brachte, dachte Alfonsina, versteh einer, warum, an all das zurück.

Wahrscheinlich, weil die Reise zum Mond sie durcheinandergebracht hatte, auf dem irgendwann Astronauten landen und Adern von Gold und Edelsteinen entdecken würden. Sicher gab es dort oben große Reichtümer, warum sonst sollte man sich auf solche verrückten Missionen versteifen und sein Leben aufs Spiel setzen?

Das war eine dumme Frage, merkte sie. Die Antwort war dieselbe, die sie mit ihrem Fahrrad gesucht hatte. Wie weit konnte man gehen? Sie beschleunigte ein wenig, weil es sie auf einmal drängte, so schnell wie möglich nach Varese zu kommen.

Antonia heiratet also, dachte sie. Heilige Madonna, wie die Zeit vergeht. Ihr kam es vor, als hätten sie sich erst gestern kennengelernt, dabei war es mittlerweile zehn Jahre her.

Das Mädchen war ihr eines Nachmittags im Sommer in der Via Farini aufgefallen. Die Kleine stand am Rand, während ein paar Kinder aus der Nachbarschaft Himmel und Hölle spielten. Es war ihr anzusehen, wie gern sie mitgemacht hätte, doch sie blieb mit herzerreißend traurigen Augen an der Mauer lehnen.

»Warum spielst du nicht mit den anderen?«, hatte sie gefragt.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

»Wie heißt du?«

»Antonia.« Schon daran, wie sie ihren Namen aussprach, erkannte Alfonsina, dass sie nicht aus Mailand stammte. Sie fühlte sich bestimmt fremd, das arme Ding. »Hast du

schon mal eine Fahrradwerkstatt gesehen?«, fragte sie.

Antonia schüttelte den Kopf.

»Dann komm mit rein.«

Das Mädchen blieb an der Tür stehen. »Gehört die Ihnen?«

»Ja, gefällt sie dir?«

Sie nickte. »Sind Sie Mechanikerin?«

Alfonsina lachte. »Ja, das auch. Na los, komm her, und bitte sag du zu mir.«

»Aber ich kenne Sie doch gar nicht.«

»Ich heiße Alfonsina Strada. Ich bin so was wie eine Tante für das ganze Viertel hier.«

Schüchtern betrat Antonia die Werkstatt.

Alfonsina erklärte ihr nacheinander jedes Fahrradteil, dann die Werkzeuge auf der Werkbank und wozu sie dienten.

Das Mädchen gewöhnte sich bald an, sie regelmäßig zu besuchen.

Sie gewann sie lieb wie eine Enkelin, und die Eltern waren froh, dass diese nette Frau sich ihrer Tochter annahm. Alfonsina half ihr bei den Hausaufgaben, ging mit ihr Eis essen und ins Kino. Dreimal schleppte sie die Kleine in *Das Wunder von Mailand*, und sie beklagte sich nie. Alfonsina war überzeugt, dass De Sica und Zavattini sich von ihr zu der Figur des Totò hatten inspirieren lassen. Ihr ganzes Leben war in diesem Film enthalten.

Plötzlich ruckelte die Moto Guzzi heftig, offenbar hatte sie ein Schlagloch übersehen. Achte mal lieber auf die Straße, Träumerin, sagte sie sich und blickte verstohlen nach oben, als erwartete sie, Totò auf einem Besen über den Himmel sausen zu sehen.

Der Mond mit seinem krummen, blassen Bauch machte nun endgültig der Sonne Platz.

Heute Abend sehe ich dich ja wieder, dachte sie, und um Viertel nach elf werde ich im Radio hören, ob sie dich diesmal erwischt haben.

Als sie auf die Landstraße abbog, hatte sie eine letzte Vision von all den kleinen, hungrigen Gesichtern ihrer Kindheit, den lebenden und den toten. Sie erschienen am Straßenrand wie damals zu ihren Anfängen, als die Strapazen so groß waren, dass sie fürchtete, aufgeben zu müssen. Los, Alfonsina, fahr weiter, sagten ihre Blicke. Fahr immer weiter, denn du kannst es.

Sie spürte einen Druck im Magen, als hätte ihr Herz sich aus der Brust gelöst und wäre dort hinuntergerutscht. Eine Träne quoll hervor und verflog. Sicher nur der Wind, der unter ihre Brille fuhr und die Augen reizte. Es gab ja auch keinen Grund zu weinen. Antonia heiratete, und sie fuhr einem schönen, erfüllten Tag entgegen.

Vater und Mutter waren beide hübsch gewesen in ihrer Jugend, jedenfalls, wenn man ihren Erzählungen Glauben schenken konnte.

Carlo Morini, stattlich und dunkel, hatte einen Schnurrbart gehabt, den die Frauen mit Küssen verschlingen wollten. Er stammte aus Modena, war aber mit achtundzwanzig nach Rastellino bei Castelfranco gezogen, um Arbeit zu finden. Als Tagelöhner machte

er alles, was anfiel, ob es nun eine Mauer hochzuziehen oder den Boden umzugraben galt. Virginia war zehn Jahre jünger als er und mit Brüsten gesegnet, die das Gespräch von ganz Riolo, ihrem Wohnort, waren. Nur zwei Kilometer trennten sie voneinander, und Carlo legte diese Strecke liebend gern zu Fuß zurück, besonders, wenn ein Erntefest oder eine Kirchweih lockten.

Er war hin und weg vom üppigen Busen dieses Mädchens. Sie hatte noch nie einen so glänzenden schwarzen Schnauzer gesehen. Die beiden zogen zusammen, ohne sich um die Sakramente zu kümmern. Daran, ihre Verbindung durch eine ordnungsgemäße Heirat legitimieren zu lassen, dachten sie erst nach Emmas Geburt.

Die Familie Morini unterschied sich nicht von den anderen ringsherum. Der Mann ging arbeiten und die Frau zog die Kinder auf, viele, so viel es ging, in der Hoffnung, dass ein paar überlebten und zur Stütze ihres Alters wurden.

Schon als Alfonsina noch klein war, fanden sich in Carlos Schnurrbart die ersten grauen Haare, und aus seinen Augen war der Glanz verschwunden, von dem Virginia manchmal noch schwärmte. Wer weiß, ob es ihn je gegeben hatte. Die Brüste der Mutter dagegen hingen welk herab. Durch das ständige Sichfüllen und Entleertwerden hatten sie ihre schöne Form verloren, und man konnte kaum glauben, dass Virginias geschwollene Beine einmal leicht und anmutig getanzt hatten.

Alfonsina hatte gedacht, dass das Leben eben so war, dass es nichts anderes gab, als zu frieren oder zu schwitzen, je nach Jahreszeit, das ganze Jahr hindurch Hunger zu haben und zu sechst oder noch mehr in einem der beiden Betten für die Kinder zu schlafen. Eins für die Jungen, eins für die Mädchen, die einen so herum, die anderen anders herum, um es ein wenig bequemer zu haben. Dazu das nächtliche Konzert von Fürzen, die nach Kohl stanken, das Einzige, was auf den Feldern von Fossamarcia reichlich wuchs. Sonntags gab es manchmal ein Omelett, einen gelblichen, dünnen Fladen, denn die wenigen Hühner im Hof ernährten sich praktisch von nichts, hauptsächlich Steinchen und Larven, und schieden nur wenige Eier aus. Sie waren so mager, dass einem die Lust verging, ihnen den Hals umzudrehen, und ergaben eine Brühe so fad und dünn wie Spülwasser. Nicht einmal genug Holz, um es richtig warm zu haben, war vorhanden, und wenn die Herrschaft mitbekam, dass man einen Baum gefällt hatte, gab es Ärger. Zum Glück konnte der Vater im August und September immer beim Hanfdreschen helfen und wurde mit einer Handvoll Münzen und ein paar Ballen Wurzeln entlohnt, die auf dem Dach getrocknet wurden und im Kamin knisterten, dass es eine Freude war. Die Küche füllte sich mit einem dichten, süßlichen Rauch, und die Familie versammelte sich um das Feuer, genoss die angenehme Wärme und lachte ohne Grund. Der Duft des brennenden Hanfs bewirkte eine unsinnige Heiterkeit, und das ewige Loch im Bauch kam ihnen nicht mehr ganz so groß vor.

An solchen Abenden konnte Alfonsina sogar die Stimmen der kleinen Toten um das Bett herum hören, während ihre Geschwister wie betäubt einschliefen und bis zum Tagesanbruch reglos auf ihren Strohsäcken lagen. Vater und Mutter hingegen packte in den vom Hanf gewärmten Nächten eine Art Raserei, sie rollten sich grunzend und seufzend herum und fanden keinen Schlaf, als hätte der Rauch sie wild gemacht.

Bei der Erinnerung an die Liebestollheit der Eltern musste sie lachen. Erst Jahre später hatte sie verstanden, was dieser nächtliche Radau zu bedeuten hatte.

Alfonsina fuhr auf Rho zu und verlangsamte ein wenig, um das gleißende Panorama bei Sonnenaufgang zu bewundern. Wer hätte damals geahnt, was alles jenseits des Sumpfs von Fossamarca lag?

Der Weg hinaus eröffnete sich ihr eines Tages in Gestalt eines alten Fahrrads mit abgeplatzttem Lack.

Der Doktor hatte sich ein neues gekauft und dem Vater die Klapperkiste für zwei von Virginias mageren Hühnern überlassen. Auch das Fahrrad schien in den letzten Zügen zu liegen, doch die Familie Morini empfing es mit Ausrufen der Bewunderung.

»Damit finde ich bessere Arbeit«, sagte Carlo stolz und gab dem Sattel einen Klaps. Er würde die Umgebung abfahren und vor allen anderen dort sein, wo es für guten Lohn einen Tag lang etwas zu tun gab.

Alfonsina mit ihren zehn Jahren hatte noch nie etwas Schöneres gesehen. Wie weit man mit einem Fahrrad wohl kam? Bis nach Fiesso oder Prunaro. Bis Budrio womöglich. Vielleicht sogar bis Bologna, du liebe Güte, bis Bologna und noch weiter, wohin die Beine und die Fantasie einen trugen.

Der Vater warf drohende Blicke um sich. »Wehe, jemand von euch fasst es an!«, sagte er mit erhobenem Zeigefinger und richtete sich in seinen knochigen, krummen Schultern auf. »Es gehört ganz allein mir, weil ich das Geld nach Hause bringe.« Alle nickten stumm, beeindruckt von diesem wunderbaren Fahrzeug, von dem ihr Schicksal abhing.

Alfonsina ging zurück ins Haus, nahm das Blatt mit den Maßen des Kleids, an dem sie gerade nähte, und schrieb das Wort mit dem Bleistift.

Virginia legte großen Wert darauf, dass ihre Kinder lesen und schreiben lernten. Sie schickte sie allesamt zur Schule in Fiesso, und falls eines sich widersetzte, gab es was auf die Ohren, dass sie sich purpurrot färbten.

Alfonsina war gern zur Schule gegangen. Sie hatte sich schnell zwischen Wörtern und Zahlen zurechtgefunden und es sehr bedauert, als man zu Hause beschloss, dass zwei Jahre Schule mehr als genug waren. Es wurde Zeit für sie, zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Wahlmöglichkeiten gab es nicht viele: Entweder half sie auf den Feldern, oder sie setzte sich an den Webstuhl. Daran, selbst einen anzuschaffen, war jedoch nicht zu denken, und die Spinnereien lagen zu weit weg. Virginia hatte ihr schließlich vorgeschlagen, Schneiderin zu werden. Das war eine sichere Arbeit, denn jemand, der einen Rock oder eine Hose nähte, wurde immer gebraucht, und sie konnte sie zu Hause erledigen, anstatt sich in Eiseskälte oder unter stechender Sonne den Rücken zu verrenken. Alfonsina hatte sich überzeugen lassen und die Familie die Ausgaben für Schere, Nadeln und Garn auf sich genommen. Den Stoff brachten die Kundinnen selbst mit.

An diesem Tag nun schrieb sie neben die Maße von Taillenumfang und Beinlänge für eine Hose das Wort »Fahrrad« und das Jahr, »1901«. Die Zahl erschien ihr Glück verheißend. Das gerade begonnene Jahrhundert hatte einen Hauch von Fortschritt auch in den Mückensumpf gebracht.